

Karl Heinz Weiers:

Johann Wolfgang Goethe: Mir schlug das Herz

Eine Interpretation

[Ohne Titel Iris 1775]

Willkommen und Abschied.

Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel,
Schien kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer-
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Ich sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und ieder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hofte es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küßen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit naßem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Der Text ist dem Faksimile des Drucks in Jakobis Zeitschrift „Iris“ (1775) entnommen, das im Goethe-Handbuch, hrsg. von Bernd Witte u. a., Stuttgart, Weimar 1996, Bd. I, S. 79 veröffentlicht worden ist.

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde_
Und an den Bergen hing die Nacht;
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel_
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite_
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich — Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz;
In deinen Küßen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Text nach Goethe's Schriften Leipzig 1789, Bd. 8, S. 115 f. Der Text ist aus: Goethes Werke, Weimarer Ausgabe (neue DTV-Ausgabe) München 1987 Bd. 1, S. 68 f. und S. 384 (Lesarten) entnommen. Die Unterstreichungen stammen vom Verfasser

Goethes Lied „Willkommen und Abschied“ liegt dem Leser in mehreren Fassungen vor. Die erste, ein Fragment, besteht aus zehn Zeilen. Sie hat keine Überschrift und entstand wahrscheinlich in den Jahren 1770 oder 1771. Sie wurde 1835 von dem Studenten Heinrich Kruse bei Sophie Brion, der Schwester Friederike Brions, im Nachlass von Friederike gefunden. Der Nachlass Friederike Brions enthielt ein Manuskript mit zehn Gedichten, ein weiteres Gedicht schrieb Kruse in der mündlichen Überlieferung von Sophie auf. Der Nachlass von Friederike Brion ist nicht erhalten. Auch die Briefe Goethes an Friederike, die über Goethes Schaffen während seiner Straßburger Zeit vielleicht weitere Auskünfte gegeben hätten, hat Sophie vernichtet. In der zweiten Fassung, die hauptsächlich der hier verfassten Interpretation zugrunde liegt, erschien das Gedicht im März 1775 im zweiten Band, Stück 3, S. 244 f. der von Johann Georg Jacobi und Johann Jacob Wilhelm Heinse herausgegebenen Zeitschrift „Iris“. Auch hier hat das Gedicht noch keine Überschrift. Mit der Überschrift „Willkomm und Abschied“ und starken Änderungen im Text wurde das Gedicht erneut 1789 in den „Schriften“ Bd. 8 veröffentlicht. Später erschien es mit dem unveränderten Text der „Schriften“, aber der veränderten Überschrift „Willkommen und Abschied“ in den Ausgaben von „Goethe's Werke[n]“.¹

In diesem Gedicht werden Erlebnisse des jungen Goethe aus der Zeit seines Studiums in Straßburg geschildert. Doch haben sich die berichteten Geschehnisse wahrscheinlich nicht in der gleichen Weise ereignet, wie sie hier geschildert werden, was Goethe ganz allgemein von Ereignissen bemerkt, von denen er in seinem Werk „Dichtung und Wahrheit“ berichtet. In „Dichtung und Wahrheit“ erwähnt Goethe kurz zwei Erlebnisse, die den Ereignissen in den Strophen 1 und 2 sowie dem Ereignis in Strophe 4 ähnlich sind. Das erste dieser Erlebnisse erzählt von einem einsamen Ritt nach Sessenheim² während des Abends und der Nacht,³ das zweite den Abschied von Friederike,⁴ der ersten echten Liebe Goethes zu einer Frau.

Das Gedicht gliedert sich in drei Teile: in die Strophen 1 und 2, die den einsamen nächtlichen Ritt nach Sessenheim schildern, die Strophe 3, die vom Beisammensein des Dichters mit seiner Geliebten, mit Friederike berichtet, und die Strophe 4, die vom Abschied von seiner geliebten Frau erzählt.

In der ersten Strophe des Gedichts schildert der Dichter die Natur, wie er sie auf seinem nächtlichen Ritt erlebt. Er mietet sich ein Pferd und macht sich innerlich voller Ungeduld auf den Weg. Der nicht in allem glückliche Vergleich „fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!“ soll in übertriebener Weise den Wage-

1 Siehe dazu die entsprechenden Texte im Anhang.

2 Sessenheim in Frankreich geschrieben: im Deutschen bekannt als Sesenheim.

3 Goethes Werke Hamburger Ausgabe Bd. 9, S. 452 f.

4 Goethes Werke Hamburger Ausgabe Bd. 9, S. 500.

mut schildern, mit dem der Reiter sich auf den Weg zu seiner Geliebten begibt. Sollte sich diese Begebenheit auf das Erlebnis beziehen, das in dem oben als erstes erwähnten kurzen Bericht in Dichtung und Wahrheit erzählt wird, ist der Dichter der Geliebten noch nicht oft begegnet, wird er sie wahrscheinlich erst zum zweiten Mal treffen.

Es ist spät geworden, die Nacht versetzt die Erde mehr und mehr in einen sanften Schlummer. Immer mehr breitet sie sich über das Land aus. An den Bergen im Westen hängen bereits die Schatten der Nacht. Bald darauf liegt auch die Ebene im nächtlichen Dunkel. Eine knorrige Eiche, an der der Reiter vorbeieilt, steht einsam am Weg. Sie ist in einen leichten Nebel gehüllt. Dem Reitenden erscheint sie wie ein sich auftürmender Riese und erregt bei ihm im Dunkel der Nacht und vom Nebel eingehüllt Schrecken und Angst. Nicht ganz sicher zu verstehen ist, was in Vers 7 mit dem Wort „Gesträuche“ gemeint ist. Bedeutet es das Strauchwerk unter der Eiche und um sie herum, oder ist es das Laubwerk des Baumes oder meint es beides, Zweige und Laub von Eiche und Sträuchern? Für den Reiter hat es den Anschein, als leuchteten zwischen den Blättern dieses „Gesträuchs“ unzählbare schwarze Augen hervor, die dem Reiter große Gefahren anzeigen. In einer beinahe expressionistischen Weise werden hier die Gefühle des Dichters in die Natur hinein gelegt. Bereits hier äußern sie sich widersprüchlich: Behutsam wiegt der Abend die Erde in einen sanften Schlaf, dann aber - vielleicht nachdem eine gewisse Zeit verstrichen ist - erscheint die Natur in der Dunkelheit der Nacht als Bedrohung, erscheint sie voller Gefahren und Abenteuer.

Bemerkenswert sind die Änderungen gegenüber der späteren Fassung. „Mir schlug das Herz“ klingt persönlicher, es tönt vertrauter als „Es schlug mein Herz“. Anstelle von „Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!“ steht in der Endfassung „Es war gethan fast eh' gedacht“. Der geänderte Text beschreibt nicht mehr die inneren Gefühle dessen, der zum Ritt aufbricht, hier wird die begonnene Handlung fortgeführt. Das sprachlich ältere „stund“ (Vers 5) in der älteren Fassung spiegelt in dem dunklen Vokal *al u* deutlicher die beängstigende Stimmung wider, die von der Landschaft ausgeht. Es drückt eindrucksvoller als das sprachlich jüngere „stand“ der späteren Fassung die Gefahren aus, die den Reitenden bedrohen. Das „Wo“ in Vers 7 kann temporal, es kann als „während“ aufgefasst werden, wenn man unter dem Wort „Gesträuch“ das niedere Gebüsch in der Nähe der Eiche versteht.⁵ Es ist lokal zu deuten, wenn es sich nur auf das Laubwerk der Eiche bezieht. Anstelle von „Ein aufgethürmter Riese“ steht in der Fassung der Sessenheimer Handschrift „Wie ein gethürmter Riese“. Es fehlen hier außerdem die beiden diesen Ausdruck einschließenden Kommata, die

5 Siehe: Grimm, Deutsches Wörterbuch: wo (Adverb) II, A, 2) = Bd. 14, 2 (DTV Bd. 30), Sp. 914 f.

in den übrigen Fassungen stehen. Dies könnte darauf hindeuten, dass der Ausdruck „Ein aufgethürmter Riese“ nicht als Apposition zu „Eiche“, sondern halbprädikativ oder als prädikatives Attribut zu „stund“ aufgefasst werden kann, was die Situation treffender ausdrückt. Denn in diesem Fall drücken Substantiv und Attribut eher ein nur augenblickliches Aussehen der außerordentlichen Erscheinung aus, nicht wie in dem anderen Fall eine Eigenschaft aus, die der Eiche von sich aus als Eiche anhaftet.⁶

Der Mond ist, wie in Strophe 2 berichtet wird, von einem Dunstschleier überzogen und sieht von seinem Wolkenhügel herab beklagenswert aus. Der Nacht spendet er nur wenig Licht. Der Wind ⁷ weht schwach, doch kommt er dem eilig Reitenden - vielleicht ist dies eine kurze Zeit später beobachtet - als Furcht erregend vor. Im Empfinden des Dichters schafft die Nacht unzählige Ungetüme, doch ist der Mut des Reiters in der Erwartung des Beisammenseins mit der Geliebten zu groß, als dass dies ihn von seinem Vorhaben abschrecken könnte. Der „Geist“ (d. i. die innere seelische Kraft, die pantheistisch belebend alles durchdringt) wird zu einem mächtigen Feuer, das alles, Inneres wie Äußeres, ergreift. Als „ein verzehrend Feuer“ verschmelzen diese Flammen das beobachtende und fühlende Ich mit den Objekten, die das Ich als Äußeres mit seinen Sinnen erfasst. Der Beobachter und seine Beobachtungen rücken eng zusammen, beeinflussen als eng zusammengehörend einander. In dieser Glut löst sich das Herz, das innere Gefühl, auf, zerfließt gänzlich. Im Grunde drückt das im Schlussvers der Strophe Gesagte das gleiche aus wie das, von dem in dem vorangehenden Vers gesprochen wird. Doch stehen hier nicht mehr die vom Reiter gesehene Objekte im Mittelpunkt der Betrachtung, es ist das Herz, von dem die Rede ist. Hier zeigen sich, wie schon weiter oben, die inneren Widersprüche in den Gefühlen des Dichters: Zuerst wird der Wind als schwach wehend empfunden, dann als Luft, die das Ohr „schauerlich“ umbraust.

Auch hier sind die Änderungen in der späteren Fassung beachtlich. Aus „Der Mond von seinem Wolkenhügel“ wird „Der Mond von einem Wolkenhügel“.⁸ Das erste klingt gefühlter, das zweite stärker objektiv und beobachtet.⁹ Statt „schien“ steht in der späteren Fassung „sah“ - eine Verbesserung, weil das

6 Ein solcher Gebrauch von Substantiven und Adjektiven kommt im 18. und 19. Jahrhundert auch sonst in der Dichtung vor, erscheint allerdings kaum mehr in der Prosa. Man setzt heute in der Regel vor Ausdrücke dieser Art ein „als“ und spricht von einer Artergänzung und einem Gleichsetzungsnominativ.

7 Goethe gebraucht hier den Plural „Winde“, wahrscheinlich weil die Winde nicht gleichmäßig stark wehen und sie beim Reiten vielleicht vom Dichter wie aus verschiedenen Richtungen wehend wahrgenommen werden.

Schon in der griechischen Antike werden die Winde in der Kunst mit Flügeln dargestellt.

8 Die Unterstreichungen stammen vom Verfasser.

„schien“, obwohl es ein Handeln des Mondes beschreibt, schon damals abgegriffen wirkt. Im Gegensatz dazu gibt das „sah“ recht treffend das Aussehen des Mondes wieder. (Im Sessenheimer Text steht ebenfalls „sah“. Anstelle von „kläglich“ aber findet sich das weniger gefühlsbetonte „schläfrig“, das die Situation weniger zutreffend beschreibt.) Das „Doch frisch und fröhlich war mein Muth“ in Vers 6 der Spätfassung klingt matter als das „Doch tausendfacher war mein Muth“ in der Frühfassung, zumal das „tausendfacher“ der Komparativ von „tausendfach“ ist und das „tausendfach“ im vorangehenden Verses 6 steht. Das „tausendfacher“ wiederholt den Ausdruck „tausendfach“ steigernd. Anstelle von „Mein Geist war ein verzehrend Feuer, / Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth“ in der Fassung der „Iris“ erscheint in den Versen 7 und 8 der Spätfassung „In meinen Adern welches Feuer! /In meinem Herzen welche Gluth!“ Die später gedichteten Verse sind verständlicher, sie sind jedoch weniger aussagekräftig. Nun wird in den Adern ein brennendes Feuer gespürt, das Herz ist eine brennende Glut. Doch der „Geist“ ist kein „verzehrend Feuer“ mehr, das mit seiner Glut das Ich zerfließen und dieses Ich in das beobachtete Objekt einströmen lässt. Das Herz zerschmilzt nicht mehr in dieser Glut, das Ich wird mit dem Beobachteten nicht mehr zu einer Einheit verschmolzen, die sich nicht trennen lässt.

In diesen beiden Strophen handelt es sich, wie bereits gesagt, nicht um eine objektive Beobachtung der Natur und erst recht nicht um eine sachliche Schilderung von ihr. Der Dichter berichtet alles so, wie er es in seinem Innern empfindet. Das innere Fühlen des Dichters spiegelt sich in der Natur wider, das Geschilderte entspricht nicht der Wirklichkeit. Wenn wir einmal vom Anfangswort des Gedichts „Mir“ absehen, ist vom beobachtenden Ich erst im zweiten Teil der Strophe 2 nicht nur indirekt die Rede. Ganz im Mittelpunkt der Schilderung steht in den ersten eineinhalb Strophen die Natur. Dennoch dient sie nur zur Spiegelung der inneren Gefühle des Ich, ist sie Mittel zu dem Zweck, um das Gefühle im Innern des Ich auszudrücken.

Die Stimmung ändert sich plötzlich in der dritten Strophe: Der Anblick der Geliebten besänftigt beim Dichter die Erregung. In dem bei der Geliebten Angekommenen bewirkt ihr süßer Blick eine „milde Freude“, ein inneres Wohlbe finden. Zutiefst fühlt sich der Dichter mit der Geliebten verbunden, sein Herz, ja selbst seine Atemzüge gehören ganz ihr. Ihren lieblichen Blicken entquellen Liebe und Zärtlichkeit, so sieht es der Dichter. Insgeheim hat er gehofft, beides von ihr zu erhalten, doch glaubt er, dies nicht verdient zu haben. Denn die Geliebte erscheint ihm als ein Engel, dem man sich kaum nähern darf. Auch hier wird ein Widerspruch innerhalb der Gefühle des Dichters spürbar.

9 Im Sessenheimer Fragment steht wie auch in der Spätfassung die Lesart „von einem Wolkenhügel“.

Es fällt auf, dass nur der Dichter in dieser Strophe handelt und beobachtet, dass die Geliebte hingegen nicht agiert, zumindest wird von einem Handeln des Mädchens hier nichts gesagt. Von einer Umarmung und einem Kuss der Frau wird in dieser Strophe nicht gesprochen. Als spürbar handelnde Person tritt sie nicht in dieser Strophe auf. Was hier geschildert wird, ist die erste Liebe eines jungen Mannes, der in der Liebe zu einer Frau noch keine Erfahrung hat.

Geändert wurde in dieser Strophe das „Ich sah dich“ in der Spätfassung in „Dich sah ich“ (Vers 1). Dadurch rückt der Dichter in der späteren Fassung als der Handelnde in den Hintergrund, die Geliebte in den Mittelpunkt der Betrachtung. Aus „Floß aus dem süßen Blick auf mich“) wird ein „Floß von dem süßen Blick auf mich“ (Vers 2).¹⁰ Dass aus dem süßen Blick heraus, aus der Tiefe dieser Blicke eine milde Freude auf den Dichter hin ausströmt, wird in der späteren Lesart abgeschwächt, der Vers klingt dort emotionsloser. In Vers 6 ist das „Lag auf dem lieblichen Gesicht“ zu „Umgab das liebliche Gesicht“ umgeformt worden. Die schlichte Beschreibung eines in sich ruhenden Zustandes, wie er in der ersten Fassung treffend zu der Schilderung in dieser Strophe passt, wird zu einem Vorgang umgeändert, bei dem das Gesicht als Ganzes gesehen wird. An wesentlichen Änderungen, die die Satzzeichen betreffen, sind vor allem der Gedankenstrich innerhalb der vorletzten und das Ausrufezeichen am Ende der letzten Zeile zu erwähnen. Durch den Gedankenstrich wird der Ausruf „Ihr Götter“ von der vorangehenden Aussage des Verses 7 abgesetzt, sie wird stärker hervorgehoben. Das Ausrufezeichen am Ende der Strophe betont noch einmal die Aussage, dass der Dichter die zärtliche Gegenliebe der Geliebten erhofft, aber an sie nicht zu glauben gewagt hat.

Der Abschied von der Geliebten erfolgt in Strophe 4 plötzlich und unerwartet. Es wird nicht gesagt, zu welcher Tageszeit er stattfindet, auch nicht in welchem zeitlichen Abstand von dem vorher geschilderten Beisammensein des Geliebten mit seinem Mädchen. Bevor das Mädchen sich von dem Geliebten trennt, blickt es ihn noch einmal liebevoll an und küsst ihn herzlich. Noch einmal fühlt der Geliebte darüber eine tiefe Freude. Die Trennung betrübt und schmerzt ihn und das Mädchen sehr. Noch ist diese Trennung hier nicht endgültig. Das Mädchen scheint den Dichter bis zu seinem Pferd begleitet zu haben und sich dort von ihm zu verabschieden. Der Mann, nicht die Frau senkt den Blick zur Erde, traurig sieht der Mann der scheidenden Geliebten nach. Doch dann fühlt er, dass es ein Glück ist, geliebt zu werden, dass es aber ein noch größeres Glück bedeutet, selbst zu lieben. Dies wird auch dadurch hervorgehoben, dass das Lieben als eigenes Handeln erst nach dem Geliebtwerden erwähnt ist und dass es im letzten Vers des Gedichts steht. Zusätzlich zu diesem stilistischen Mittel werden zum Beweis für die Wahrheit dieser Feststellung die Göt-

10 Auch hier stammen die Unterstreichungen vom Verfasser.

ter zum Zeugen angerufen - dies betont noch einmal die Bedeutung dieser Feststellung. Dass das Lieben als eigenständige Handlung einen größeren Wert als das passive Geliebtwerden hat, ist charakteristisch für den jungen Goethe, es gilt aber auch allgemein für Goethe. Denn die Liebe umfasst bei ihm nicht nur die Geliebte und das eigene Selbst, sie erweitert sich auf andere Menschen, darüber hinaus erfasst sie die gesamte Natur: die Liebe ist pantheistisch.

Goethe hat die letzte Strophe an vielen Stellen abgeändert und damit auch dem Sinn dieser Strophe eine andere Bedeutung gegeben. In der Spätfassung erfolgt der Abschied bereits am nächsten Morgen beim Aufgang der Sonne. Der Dichter hat nur die vorangehende Nacht zusammen mit der Geliebten verbracht. Der Abschied schmerzt ihn auch hier, er zieht ihm das Herz zusammen, „verengt“, wie er sagt“ ihm das Herz. Noch einmal fühlt er auch hier die Wonne, die die Küsse der Geliebten ihm bereiten. Hier jedoch wird es ein Abschied für immer sein, dies ahnt oder weiß das Mädchen. Nun verlässt nicht die Frau den Mann mit der Hoffnung ihn wiederzusehen, der Mann verlässt die verliebte Frau, und sie sieht ihm traurig nach. Egoistisch stellt der Dichter am Ende der Strophe fest: Dennoch ist es ein Glück geliebt zu werden, aber es ist ein noch größeres Glück zu lieben - und vielleicht auf Friederike bezogen geliebt zu haben.

Die Änderungen erfolgten kurz vor 1789, mehr als zwanzig Jahre nach der Entstehung der ersten Fassungen, demnach zu einer Zeit, als Goethe sich schon lange von Friederike getrennt hatte. Nicht uneingeschränkt hatte er seine Liebe Friederike schenken können, damals fehlte ihm der Wille, sich für immer an eine Frau zu binden. Friederike war zudem auf dem Lande in geradezu idyllischen Verhältnissen aufgewachsen und hätte sich als Frau eines Rechtsanwalts kaum an das Leben in einer größeren Stadt gewöhnen können. Goethe fühlte sich als Genie zu Größerem berufen. Bei diesem Betreiben wäre eine Frau an seiner Seite ihm hinderlich gewesen. Selbst die spätere Verbindung mit Lili Schönemann, einer hübschen und gebildeten Bankierstochter, scheiterte von ihm aus an diesem Hindernis, für immer einer Frau anzugehören, obwohl Lili Schönemann ihn von Herzen liebte.

Das Gedicht enthält eine fortlaufende Erzählung. Diese ist im lyrischen Präteritum geschrieben,¹¹ bei der eine bestimmte Distanz zu den geschilderten Ereignissen eingehalten wird. Dennoch werden die Ereignisse auch hier vergegenwärtigt, wenn auch weniger stark als im lyrischen Präsens. Nur an zwei Stellen wird die fortlaufende Erzählung durch dazwischen geschaltete Gedanken unterbrochen. Sie beziehen sich entweder auf Vergangenes (Strophe 3, Verse 7 und 8) oder bringen allgemein gültige Gedanken zum Ausdruck (Strophe 4, Verse 7

11 Da in diesem Gedicht weitgehend erzählt wird, könnte man hier auch von einem Erzählpräteritum sprechen.

und 8). Die Gedanken über das Geliebtwerden und die aktiv werdende Liebe in Strophe 4 stehen im zeitlos-allgemeingültigen Präsens, auch wenn dies infolge von Ellipsen in den beiden Ausrufen nicht deutlich in Worten und auch grammatisch nicht in der Flexion eines Verbs ausgedrückt wird. Das Gedicht dürfte nur wenige Zeit nach dem, was in ihm geschildert wird, gedichtet worden sein. Deshalb hängen die Gedanken in den zwei letzten Versen der Schlussstrophe noch direkt mit dem im Gedicht Erlebten zusammen. Sie sind nicht wie in der zweiten Fassung, wie aus einer viel späteren Zeit heraus gesprochen zu bewerten. Zwischen dem, was in Strophe 3 und in der Strophe 4 gesagt wird, ist in der Frühfassung, wie oben bereits erwähnt wurde, eine nicht genannte Zeit verfließen, die wahrscheinlich länger als einige Stunden gedauert hat. Im Gegensatz zur Spätfassung schließt sich die Strophe 4 von der Zeit her nicht unmittelbar an die Strophe 3 an, was ebenfalls bereits oben bei der allgemeinen Deutung der Strophe 4 gesagt worden ist.

Die Sätze sind einfache Hauptsätze. Sie werden asyndetisch, d. h. ohne eine verbindende Konjunktion aneinandergesetzt, oder mit der Konjunktion „und“ miteinander verknüpft. In Strophe 2, Vers 6 werden sie mit der adversativen Konjunktion „doch“, in Strophe 4, Vers 7 mit einem „und doch“ aneinandergereiht. Nur einmal in Strophe 1, Verse 7 und 8 kommt ein Gliedsatz vor, der durch die Konjunktion „wo“ eingeleitet wird. Dass stets Hauptsätze mit einer Länge von einer oder zwei Zeilen miteinander verbunden sind, verleiht zusammen mit anderem den Versen einen erzählenden Charakter. In den Versen 7 und 8 der Strophe 2 wie auch in den Versen 3 und 4 und in den Versen 5 bis 8 der Strophe 4 erscheinen Anaphern, die dem, was in diesen Versen gesagt ist, einen starken Nachdruck verleihen. Goethe ist ein Augenmensch, der die Welt hauptsächlich mit den Augen, weniger mit den anderen Sinnen wahrnimmt. Hier jedoch wird eine im Innern empfundene Welt mit den inneren Augen erfasst, wird sie empfunden, wie sie sich in der Phantasie aus einer bestimmten Stimmung heraus entwickelt.

Die Sprache des Gedichts ist stark von Bildern geprägt. In den zwei ersten Strophen wird die Natur wie ein Mensch gesehen, der fühlt und handelt: Der Abend „wiegt“ die Erde in den Schlaf; die Eiche wird zu einem sich hochauftürmenden Riesen, der Angst einflößt, zwischen dem Gezweig und dem Laub des Baumes und der Sträucher sticht die Finsternis mit schwarzen Augen hervor; der Mond im Dunst der Wolken schaut beklagenswert drein und dergleichen mehr. In der Schilderung der Natur spiegeln sich die inneren Gefühle des Dichters wider. In umgekehrter Weise wird in Strophe 3 das geliebte Mädchen mit der Natur verglichen; sie wird zur Natur: ihr liebliches Gesicht erscheint als ein „rosenfarbes Frühlings Wetter“. Die verwendeten Bilder sind originell und ausdrucksvoll. Auch wenn sie aus heutiger Sicht manchmal als übertrieben empfunden werden, verfehlen sie ihre Wirkung nicht und sind anschaulich.

Jede Strophe besteht aus acht Zeilen, die sich aus vier jambischen Vierhe-

bern zusammensetzen. Der Reim ist der Kreuzreim. Die Verse reimen im Wechsel weiblich/männlich. Der Rhythmus ist alternierend. Er gibt dem fortlaufenden Bericht rhythmisch einen festen Halt. Doch tauchen auch, in den zwei letzten Strophen sogar mehrfach, rhythmische Schwebungen auf, in denen eine Senkung und eine Hebung fast gleich stark betont werden. (Siehe die entsprechende Tabelle im Anhang.) In ihnen zeigt sich, wie sehr die Liebe zu Friederike den Dichter freudig oder der Abschied von ihr ihn traurig stimmt. Die wilde Entschlossenheit, den Ritt bei Nacht zu wagen, äußert sich in Vers 2 der Strophe 2 in dem „Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!“ – sogar in einer Tonbeugung. Hier wird eine Senkung zu einer Hebung, eine Hebung zu einer Senkung umgestaltet; in dem „fort, wild wie ein (Held)“ folgen auf zwei stark betonte Silben zwei Silben, die unbetont sind.

Die Strophen gliedern sich in zwei Hälften, in denen Ereignisse geschildert werden, die miteinander in einem Zusammenhang stehen, die sich aber dennoch, dies mehr oder weniger, voneinander unterscheiden. Je zwei Zeilen gehören noch einmal rhythmisch und von ihrer dichterischen Aussage gesehen zusammen und bilden eine Kette. Dadurch sind die Ereignisse in diesem Gedicht übersichtlich geordnet. Folgerichtig schließen sie sich aneinander. An Stellen, die stärker erzählen, ist der Rhythmus in den ungeraden Versen steigend, in den geraden fallend. Verse, in denen von einer größeren inneren Erregung berichtet wird, haben sowohl in den ungeraden wie auch in den geraden Versen, sie haben in den beiden Versen der Kette einen steigenden Rhythmus. Die Strophe, der vorher in der Zeit des Rokoko eine launig galante Stimmung zugrunde lag, erlangt in der Hand Goethes einen tieferen, innigeren Klang.

Der Rhythmus der Verse passt sich den sich unterscheidenden Ereignissen an. In den Versen 1 und 2 der ersten Strophe ist der Rhythmus überstürzt vorwärts stürmend. In seinem gleichmäßigen Auf und Ab wirkt er in Vers 3 ruhig und einschlummernd: hier wird die Erde von der Nacht sanft in den Schlaf gewiegt. In Vers 4 wird im Fallen des Rhythmus auch rhythmisch nachgeahmt, wie der Schatten der einbrechenden Nacht an den westlich liegenden Hängen der Berge herabhängt. In den Versen 5 bis 8 ist der Rhythmus auch in den geraden Versen steigend. Darin kommt die aufsteigende Angst vor den Schrecknissen zum Ausdruck, wie sie sich dem Reitenden in der Nacht zeigen.

Die beiden ersten Verse der Strophe 2 drücken eine beängstigende Stimmung aus: der Mond, von Wolken verhangen, sendet ein nur schwaches Licht zur Erde. Der Rhythmus steigt nicht, noch fällt er, ebenmäßig in fast gleicher Höhe bleibend fließt er dahin. Hebungen und Senkungen sind stets fast gleichmäßig hoch voneinander abgestuft. In Vers 3 fließen die Hebungen und Senkungen ineinander. Hebungen und Senkungen schwingen einander abwechselnd mit fast gleichem Ausschlag auf und ab, ähnlich der gleichmäßigen Bewegung einer Wiege. Dies ahmt das gleichmäßige Schwingen der Flügel des Windes nach, der sanft über das ebene Land hinweg weht. Auch hier steigt der Rhyth-

mus weder an, noch fällt er. Dies ändert sich von Vers 4 ab. Von Vers 4 bis Vers 8 steigt der Rhythmus in jedem Vers. Plötzlich werden von dem eilig Reitenden die Winde als die Ohren schaurig umbrausend empfunden. Die Eiche in ihrem Nebelkleid erscheint ihm als ein Angst erweckender Riese, und aus dem „Gesträuch“ der Eiche oder des Gebüschs unter dem Baum sieht der vorüber Reitende eine Unzahl von Augen aufleuchten, die ihn anblicken und ihm Unheil verkünden.

In Strophe 3 schlägt die Stimmung erneut um. Auf den glücklich Angekommenen wirken die süßen Blicke der Geliebten besänftigend. In den Versen 1 bis 6 ist die Stimmung entspannt. Gleichmäßig und stark beruhigt strömt der Rhythmus dahin, er fällt weder ab, noch steigt er. Auf diese Weise wird auch durch den Rhythmus auf das gleichbleibende Glück und die ungetrübte Freude hingewiesen, die das beglückende Zusammensein mit der Geliebten dem Dichter verleiht. Nur in der Feststellung der beiden Schlussverse kommt es zu einem stärkeren Aufwallen des Gefühls, wenn der Geliebte glaubt, das Glück der Liebe und die Zärtlichkeit der Geliebten nicht verdient zu haben. Hier steigt der Rhythmus in beiden Versen leicht an.

Der Rhythmus der Schlussstrophe ist stockend, der Fluss des Rhythmus wird von vielem Pausen durchbrochen. Durch dieses Stocken wird auch rhythmisch der Schmerz und die Betrübnis des Dichters ausgedrückt, die mit seinem Abschied von der Geliebten verbunden sind. Dieser Abschied fällt schwer, man zögert ihn hinaus. Der Rhythmus in den Versen 1 und 2 ist fallend, die Stimmung ist betrübt. In den Versen 3 und 4 flammt kurz noch einmal die Freude auf. In den Küssen der Geliebten spürt der Dichter die Liebe der ihn liebenden Frau, und er ist beglückt. Dies hat in diesen zwei Versen ein Steigen des Rhythmus zur Folge. In den Versen 5 und 6 fällt der Rhythmus erneut. Der Schmerz, den der Abschied den beiden Liebenden bereitet, kommt darin zum Ausdruck. In den Ausrufen der zwei Schlussverse kommt es erneut zu einer Änderung im Rhythmus, noch einmal steigt er, der Dichter wirkt erneut beglückt. Denn es ist ein beseligendes Glück, geliebt zu werden und erst recht ein Glück, selbst zu lieben.

Recht häufig wechselt in diesem Gedicht der Rhythmus. Des öfteren wirkt er ruhelos, fließt jedoch nicht selten auch ruhig und ausgeglichen dahin. Hierin spiegeln sich die Widersprüche in der Stimmung des jungen Goethe wider, denen er in seiner Straßburger Zeit oft ausgesetzt war: Zeiten der Unruhe wechseln mit Zeiten der Ruhe und Besinnung ab. Dies gilt nicht nur für den Dichter und Menschen Goethe während seiner Straßburger Zeit und auch noch während einer längeren Zeit danach, es ist auch ein Merkmal der Dichter des Sturm und Drang in ihrer Dichtung und in ihrem Leben.

Das Gedicht ist reich an Alliterationen. (Siehe auch dazu die maßgebende Tabelle im Anhang.) Diese Feststellung gilt vor allem für die zweite und die letzte Strophe. In Strophe 2 verstärken die Alliterationen das Furchterregende,

das die Landschaft im Dichter während der Nacht erweckt, indem hier bedeutungsvolle Wörter mit Hilfe der Alliterationen stärker betont und hervorgehoben werden. In den drei letzten Zeilen der Strophe 2 betonen die Alliterationen den Mut des Dichters, als er spät abends nach Sessenheim reitet. Mit seiner Hilfe überwindet er die Angst vor den Schrecknissen der Nacht. In der Schlussstrophe verstärken die Alliterationen den Schmerz, den der Abschied von der Geliebten dem Dichter bereitet. Sie verdeutlichen aber auch die Feststellung, dass das Lieben noch mehr Glück als das Geliebtwerden schenkt.

Außer den Alliterationen wirken auch die Laute ganz allgemein lautmalend oder lautsymbolisch. So unterstreicht der Konsonant *sch* in den Versen 4 und 5 der Strophe 2, es unterstreichen in den gleichen Versen die Vokale *au*, *eu* und *u* das Schauer Erregende, das die Natur im Dichter hervorruft. In den Versen 6 bis 8 der gleichen Strophe heben die Konsonanten *f*, *g* und *m* sowie die Vokale *ei* und *eu* wie gleichfalls die Vokale *a*, *au* und *u* durch ihren Klang den Wagemut des Reiters hervor. Dies geschieht vor allem dadurch, dass diese Laute sich wiederholen oder an stark betonten Stellen der Sätze und der Verse stehen. In Strophe 3 bewirken die zarter klingenden Konsonanten und die helleren Vokale zusammen mit dem Rhythmus den glücklich frohen Ton in dieser Strophe. Der Ton der Schlussstrophe klingt betrübt und wehmütig. Der Diphthong *ei*, der Umlaut *ü* sowie das lange *i* und in den Versen 5 und 6 das lange *a* sind dazu geeignet, mit ihrem Klang die traurige Stimmung, die in den Worten zum Ausdruck kommt, zu verstärken. Durch die sehr häufige Wiederholung der gleichen Konsonanten, der gleichen oder ähnlichen Vokale wie auch der gleichen Wörter wird bewirkt, dass das, was in dieser Strophe mit Worten gesagt ist, mit Nachdruck auch mit dem Klang der Laute hervorgehoben wird.

Mit den beiden Gedichten „Mir schlug mein Herz“ und „Maifest“ (später „Mailied“ genannt) ist Goethe endgültig der Durchbruch zu einer stärker vom persönlichen Erlebnis geprägten Lyrik gelungen. Im Gegensatz zu dem Lied „Maifest“, das von einer einheitlichen Stimmung getragen ist, sind in dem hier besprochenen Lied deutlich innere Gefühlswidersprüche zu erkennen, die sich nicht als in sich folgerichtig, die sich nur aus den stark wechselnden Gefühlen des Dichters erklären lassen. Noch ist Goethes Gefühlsleben stark von inneren Widersprüchen geprägt. Dessen ungeachtet spricht dieses Gedicht damals wie heute den Leser durch seine einprägsamen Bilder an.

Paralleldrucke

[Ohne Titel Sessenheim 1770/71]

Es Schlug mein Hertz, geschwind zu Pferde_
Und fort! wild wie ein Held zur Schlacht_
Der Abend wiegte schon die Erde_
Und an den Bergen hieng die Nacht_
Schon stund im Nebelkleid die Eiche_
Wie ein gethürmter Riese da,
Wo Finsterniß auß dem Gesträuche
Mit hundert Schwartzen Augen sah_
Der Mond von einem Wolkenhügel_
Sah schläfrig aus dem Duft hervor_

[Ohne Titel Iris 1775]

Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel,
Schien kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer-
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Jch sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und ieder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hof't es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, wie trübe!
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küßen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit naßem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Der Text ist dem Faksimile des Drucks in Jakobis
Zeitschrift „Iris“ (1775) entnommen, das im Goethe-
Handbuch, hrsg. von Bernd Witte u. a., Stuttgart,
Weimar 1996, Bd. I, S. 79 veröffentlicht worden ist.

[Ohne Titel Iris 1775]

Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, wild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.
Der Mond von seinem Wolkenhügel,
Schien kläglich aus dem Duft hervor;

Willkomm und Abschied.

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde_
Und an den Bergen hng die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel_
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth;
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite_
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich – Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick;
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Text nach Goethe's Schriften Bd. 8, S. 115 und 116
(1789). Der Text ist aus: Goethes Werke, Weimarer
Ausgabe (neue DTV-Ausgabe) München 1987 Bd.
1, S. 68 f. und S. 384 (Lesarten) entnommen.

**Willkomm und Abschied.
(Goethe's Schriften)**

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich – Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Text nach Goethe's Schriften Bd. 8, S. 115 u.
116 (1789). Der Text ist aus: Goethes Werke,
Weimarer Ausgabe (neue DTV-Ausgabe) Mün-
chen 1987, Bd. 1, S. 68 f. und S. 384 (Lesarten)
entnommen.

Die voneinander abweichenden Stellen, Wörter und Zeichen, erscheinen jeweils in der Spalte 2 unterstrichen. Der Druck in den „Schriften“ unterscheidet sich nur in der Überschrift von den späteren Drucken.

Es konnte hier nicht zwischen dem *langen s* und dem *runden s* in den älteren Drucken unterschieden werden

**Willkommen und Abschied
(Goethe's Werke)**

Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!
Es war gethan fast eh' gedacht;
Der Abend wiegte schon die Erde
Und an den Bergen hing die Nacht:
Schon stand im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsaus'ten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern welches Feuer!
In meinem Herzen welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floß von dem süßen Blick auf mich;
Ganz war mein Herz an deiner Seite
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich – Ihr Götter!
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht!

Doch ach, schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz:
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich ging, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden!
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Text nach Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe
letzter Hand. Bd. 1. Entnommen ist der Text aus:
Goethe's Werke. Weimarer Ausgabe (neue DTV-
Ausgabe) München 1987, Bd. 1, S. 68 u. 69.

Schwebende Betonungen und Tonbeugungen

Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde,
Und fort, **wild, wie** ein Held zur Schlacht!
Der Abend wiegte schon die Erde,
Und an den Bergen hieng die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem Wolkenhügel,
Schien kläglich aus dem Duft hervor;
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausten schauerlich mein Ohr;
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer-
Doch tausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Jch sah dich, und die milde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und ieder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hof't es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, wie bedrängt, *wie trübe!*
Aus deinen Blicken sprach dein Herz.
In deinen Küßen, welche Liebe,
O welche Wonne, welcher Schmerz!
Du giengst, ich stund, und sah zur Erden,
Und sah dir nach mit naßem Blick;
Und doch, welch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

Die schwebenden Betonungen sind kursiv gedruckt und unterstrichen. Die Tonbeugung in Strophe 2, Vers 2 ist unterstrichen und fett gedruckt.

Alliterationen

[Ohne Titel Iris 1775]

Mir **sch**lug das Herz; **g**eschwind zu P**f**erde,
Und fort, **w**ild, wie ein **H**eld zur **S**chlacht!
Der Abend **w**iegte **s**chon die Erde,
Und an den Bergen **h**iang die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die Eiche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert **s**chwarzen Augen sah.

Der Mond von seinem **W**olkenhügel,
Schien kläglich aus dem Duft hervor;
Die **W**inde **s**chwangen leise **F**lügel,
Umsausten **s**chauerlich mein Ohr;
Die Nacht **s**chuf *tausend* Ungeheuer-
Doch *tausend*facher war *mein* Muth;
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in **G**luth.

Jch sah dich, und die **m**ilde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf **m**ich.
Ganz war mein Herz an **d**einer Seite,
Und ieder Athemzug für **d**ich.
Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hof't es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, *wie* bedrängt, *wie* trübe!
Aus *deinen* Blicken sprach *dein* Herz.
In *deinen* Küßen, *welche* Liebe,
O *welche* Wonne, *welcher* Schmerz!
Du **g**ienst, ich stund, und *sah* zur Erden,
Und *sah* dir nach mit naßem Blick;
Und doch, *welch* Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, *welch* ein Glück!

In Spalte 1 sind die Alliterationen fett gedruckt. Die Wörter und die Silben, die wiederholt werden, erscheinen kursiv.

In Spalte 2 erscheinen die Vokale in den Hebungen fett markiert, wenn sie wiederholt vorkommen, die Vokale, die in den Senkungen stehen und wiederholt werden, sind unterstrichen. Der Binnenreim Ich - dich in Strophe 3, Vers 1 ist ebenfalls unterstrichen.

Assonanzen

[Ohne Titel Iris 1775]

Mir schlug das Herz; geschwind zu P**f**erde,
Und fort, **w**ild, wie ein Held zur Schlacht!
Der Abend **w**iegte schon die Erde,
Und **a**n den Bergen **h**iang die Nacht;
Schon stund im Nebelkleid die **E**iche,
Ein aufgethürmter Riese, da,
Wo Finsterniß aus dem Gesträuche
Mit hundert schwarzen Augen sah.

Der **M**ond von **s**einem **W**olkenhügel,
Schien kläglich aus dem Duft hervor;
Die **W**inde schwangen **l**eise **F**lügel,
Umsausten **s**chauerlich mein Ohr;
Die Nacht **s**chuf **t**ausend Ungeheuer-
Doch **t**ausendfacher war mein Muth;
Mein Geist war **e**in verzehrend Feuer,
Mein ganzes Herz zerfloß in Gluth.

Jch sah dich, und die **m**ilde Freude
Floß aus dem süßen Blick auf mich.
Ganz war mein Herz an **d**einer Seite,
Und ieder **A**themzug für dich.
Ein rosenfarbes Frühlings Wetter
Lag auf dem lieblichen Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter!
Ich hof't es, ich verdient' es nicht.

Der Abschied, *w*ie bedrängt, wie trübe!
Aus **d**einen Blicken sprach dein Herz.
In **d**einen **K**üßen, *w*elche Liebe,
O *w*elche Wonne, *w*elcher Schmerz!
Du **g**ienst, ich stund, und *sah* zur Erden,
Und *sah* dir nach mit naßem Blick;
Und doch, *w*elch Glück! geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, *w*elch ein Glück!